

Nr.  
356

Ein Wochenende Zeit für helle Köpfe,  
prächtiges Strahlen, schönen Schein und sieben  
Sachen, die nichts damit zu tun haben

# FR7

29. 07. 2023



FrankfurterRundschau

# Leuchten

## Liebe Leserinnen, liebe Leser,

ein Leuchten, das von innen kommt: Was in einer Adventsausgabe reichlich kitschig daherkäme, schreiben wir jetzt einfach mal mitten im Hochsommer. Licht in einer hellen Zeit können wir schließlich auch immer brauchen. Das „Leuchten“ ist in diesem FR7 unser Schwerpunktthema, es passt auch ganz gut zu dem, was wir jede Woche tun wollen, für uns und vor allem für Sie. Wir leuchten die Welt ab nach guten Geschichten, spannenden Blickwinkeln und merkwürdigen Details, über die wir in unserem Magazin schreiben und die wir illustrieren können. Jeder Mensch mag es, wenn es leuchtet, wenn er oder sie in eine Kerze oder ein Nordlicht schauen kann. Andererseits leben wir in Zeiten, in denen ein Leuchten aus der Ferne auch ein Waldbrand sein kann, im Taunus oder auf einer griechischen Insel. Und als leuchtendes Beispiel sehen wir uns auch nicht gerade, denn: Wer ist das schon, wenn man ein bisschen genauer hinschaut? Taschenlampen bunkern für den Moment, an dem vielleicht mal das Licht ausgeht, ist sicher keine schlechte Idee. Wir leuchten jedoch weiterhin für Sie, hell und flackernd, warm und warnend, wie eine LED-Leuchte auch mal blinkend in bunten Farben.

Zünden Sie mit uns ein Licht an!

IHRE FR7

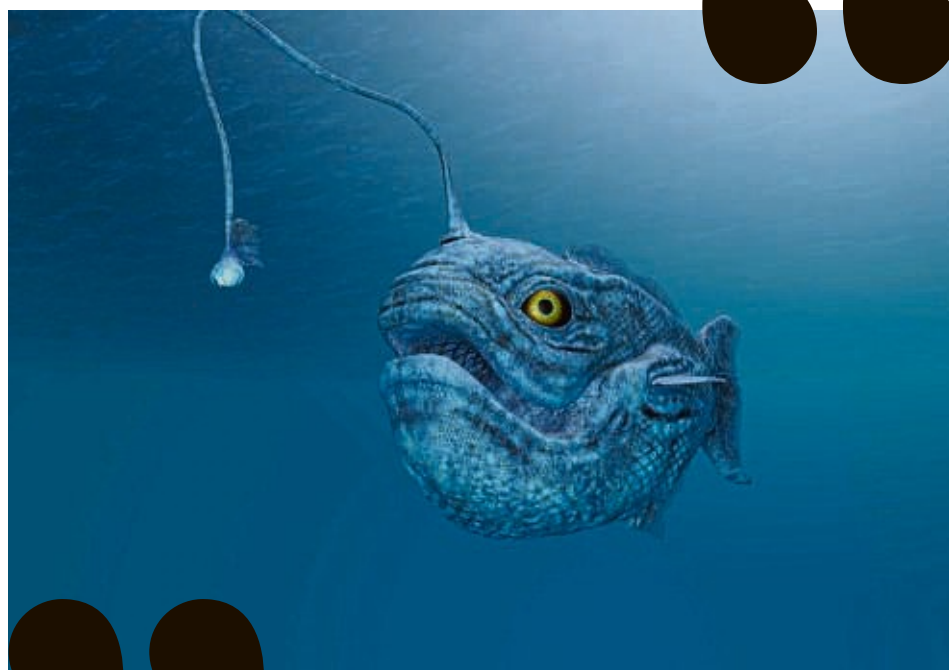
fr7@fr.de



So haben wir Beschattungen gern.

### UNSER COVER

Man soll ja den Kopf nicht in den Sand stecken – aber ob das eine erhellende Alternative ist? Bild: istock



ISTOCK. AUTORINNEBILD: PETER JÜLICH

# An der Angel

Sogar am dunkelsten Ort der Welt geht manchem ein Licht auf: ein tief(see)gründiges Gespräch

Von Tanja Kokoska

*Irgendwo in den Tiefen eines Ozeans, bestimmt 20 000 Meilen unter dem Meer.*

*Tiefseegarnele 1:* „Da schwimmt er wieder, der Angler-Idiot, meint allen Ernstes, er könnte uns mit seiner dämlichen Laterne auf dem Kopf anlocken.“

*Tiefseegarnele 2 (kichert):* „Wahrlich keine Leuchte, der Typ.“

*Anglerfisch (von seiner Stirnlaterne beschienen):* „Das kann man von euch auch nicht gerade behaupten. Erst vor ein paar Minuten ist mir ein Schwarm von lauter kleinen, feinen Garnelen mitten ins Maul geschwommen.“ (Lacht schauerlich.)

*Tiefseegarnele 1:* „Das können nur Schulschwänzer gewesen sein. Sonst lernt bei uns doch schon jede Babygarnele: Wenn eine Lampe brennt, brenn lieber durch!“

*Riesenkralbe:* „Kann hier mal bitte jemand das Licht wieder ausmachen? Ich war gerade so schön eingeschlafen! Da lebt man schon in Hunderten Meter Meerestiefe, weil man es dunkel mag, aber nein, die Evolution hat ja die Biolumineszenz hervorgebracht, und seither glaubt jeder Depp, er hätte die Glühbirne erfunden.“

*Anglerfisch:* „Das ist nun mal meine Natur.“

*Tiefseegarnele 2:* „Bei dir hat die Natur wohl eher nicht richtig aufgepasst, schau dich doch mal an: ein hässliches Monster mit aufgerissenem Maul und auf der Stirn baumelnder Leuchte – ein Licht geht dir aber trotzdem nicht auf. Und was bist du eigentlich, ein Männchen, oder? So lächerlich klein wie du daherschwimmst. Freu dich schon mal auf die Paarung mit einem mehr als doppelt so großen Weibchen, dann ist's nämlich aus mit dir, Körperverschmelzung, und tschüss!“

*Anglerfisch:* „Pfff, wo hast du das denn gelernt? In der Gliederfüßerschule?“

*Riesenkralbe:* „Das weiß doch jeder!“

*Tiefseegarnele 2 lächelt triumphierend.*

*Ein Schwarm Laternenfische kommt vorbei, so strahlend blau und gelb und grün leuchtend, als gehörten sie zur Lichtshow eines Coldplay-Konzerts. Tiefseegarnele 1 stimmt prompt einen Coldplay-Hit an: „Cause you're a sky, you're a sky full of stars ...“*

*Riesenkralbe:* „Sehr poetisch, aber von Himmel oder Sternen ist hier nun wirklich nichts zu erkennen.“

*Ein Koboldhai erscheint:* „Das kann man auch anders sehen.“ Er präsentiert beeindruckende Reihen makellos weißer, spitzer Beißerchen. „Zähne wie Sterne, würde ich sagen.“

*Riesenkralbe:* „Genau – und nachts kommen sie raus.“

*Die Runde stellt sich kichernd ein Haifischgebiss im Wasserglas vor.*

*Anglerfisch:* „Wenn man nur wüsste, wann genau nachts ist.“

*Die Runde lacht laut auf. Da verdunkelt sich plötzlich die Szenerie, soweit das in der Tiefsee überhaupt noch möglich ist. Im Hintergrund taucht erst schemenhaft, dann immer deutlicher das weit geöffnete Maul eines Pottwals auf. Der schließlich – ganz ohne leuchtende Hilfsmittel – seine durchaus üppige Beute in tiefster Schwärze verschwinden lässt.*



FR7-Redakteurin Tanja Kokoska weiß schon, warum sie nicht gerne im Meer schwimmt: Ist einfach viel zu finster da unten ...



# Die werden aber gerne genommen

Als ich an diesem herrlichen Sommertag in der Gärtnerei stehe, weiß ich wieder, wieso mich manche Verkäufer:innen an Spielautomaten erinnern, die in dunklen Eckkneipen an der Wand hängen. Man wirft Geld ein und glaubt, durch das Drücken der Stopp-Taste die Abfolge von Zahlen und Obstbildern beeinflussen zu können. In Wahrheit spulen diese Automaten einfach ihr Programm ab.

„Irgendein böses Insekt frisst an meinen Rosen die Knospen ab“, sage ich, „vielleicht der sogenannte Himbeerstecher.“ Der Gärtnereifachverkäufer antwortet: „Das kann nicht sein. Himbeerstecher gehen nur an Himbeeren.“ Zaghafte wende ich ein: „Im Internet steht, die gibt's auch bei Rosen.“ „Die gehen nur an Himbeeren“, wiederholt er.

Ich lasse das so stehen, weil ich nicht an seiner Fachverkäuferlehre kratzen will. Er lässt es auch so stehen und schweigt. Damit es irgendwie weitergeht, sage ich: „Vielleicht ist es ja auch ein anderer Käfer. Ich hab mal einen hellgrünen gesehen.“ „Himbeerstecher sind schwarz“, sagt er. „Ich weiß. Irgendwas knippst jedenfalls meine Rosenknospen ab. Kann ich was dagegen tun?“ „Klar“, antwortet er prompt und stellt eine Flasche Himbeerstecher-Tod auf den Tresen. Hier hätte das Verkaufsgespräch eigentlich enden sollen.

Aber er kann es nicht gut sein lassen und ruft nach hinten: „Elli, hast du schon mal was von Himbeerstechern an Rosen gehört?“ „Die gehen doch nur an Himbeeren“, schreit Elli zurück, „sind so kleine schwarze Käfer mit Rüssel.“ „Ihrer war hellgrün!“, brüllt er.

Ein etwa 10-jähriges Kind betritt den Laden und sagt: „Der Himbeerstecher ist aber schwarz.“ „Ich weiß“, antworte ich.

Nun holt der Verkäufer einen Zettel aus der Schublade und zeichnet die Umriss eines kleinen Käfers mit Rüssel. Dann füllt er die Umriss schwarz aus und triumphiert: „So sieht der Himbeerstecher aus!“ „Weiß ich doch“, jammere ich, „mir ist auch egal, wer meine Rosen ruiniert. Ich will es einfach nur töten. Hilft denn dieses Mittel nur gegen Himbeerstecher?“ „Nein“, sagt er lapidar, „das können Sie gegen alle Schädlinge einsetzen.“

Wortlos kaufe ich die Flasche und ziehe weiter ins Sportgeschäft, um einen Heimtrainer zu kaufen. Der junge Mann preist ein Modell mit Pulsmesser an. Ich sag: „Ich brauch keinen Pulsmesser.“ Der sei aber essenziell für ein effektives Training, belehrt er mich. „Wissen Sie, ich seh hier jeden Tag Leute reinkommen, die einen Heimtrainer kaufen, weil sie ein paar Kilos loswerden möchten. Nach acht Wochen kommen die wieder und sind total enttäuscht. WEIL sie nicht im richtigen Pulsbereich trainieren.“ „Wissen Sie“, ge-

Kabarettistin Martina Brandl  
ist fest entschlossen,  
nützliche Dinge zu erwerben.  
Manches Verkaufsargument  
will ihr jedoch partout  
nicht einleuchten



FR7-Autorin Martina Brandl  
ist mit dem Irrsinn des Alltags  
bestens vertraut – wie sollte sie  
sonst Kabarettistin sein?

be ich zurück, „ich sehe jeden Tag Leute, die einfach zu viel essen. Da nützt das Pulsmessen wenig. Um die Sache abzukürzen: Ich will nicht abnehmen. Ich will keinen Pulsmesser.“

Danach zeigt er mir noch vier Geräte, nicht ohne bei jedem einzelnen lobend hervorzuheben, dass es einen Pulsmesser hat. Ich ertappe mich dabei, mit den Augen zu rollen. Er zischt: „Ich weiß, Sie wollen das nicht, aber das ist halt ein Qualitätsmerkmal.“

Wenn sie nicht weiterwissen, verwenden Verkäufer gern absurde Argumente, und ich argumentiere dann sinnfrei zurück. So sagte neulich eine Drogistin zu mir: „Sie haben ja eine ganz empfindliche Haut.“ „Nö, gar nicht“, erwiderte ich und sie konterte: „Wissen Sie, ich bin Kosmetikerin.“ „Wissen Sie, ich bin Komikerin und frühstücke jeden Morgen einen Clown“, gab ich zurück, „da hätten Sie auch Ausschlag.“

Scheinbar lernen Verkäufer:innen in der Berufsschule: „Egal, was der Kunde sagt: Widerspruch!“ Besonders häufig erlebe ich das in Schuhgeschäften: „Und? Passen die Schuhe?“ „Ja, aber die sind mir vorn zu spitz.“ „Die sind aber nicht sehr spitz.“ „Also, ich finde die ziemlich spitz.“ „Die sind nicht spitz.“ „Schön, aber ich, sie sind unbequem.“ „Die werden aber viel verkauft.“

Ich gebe auf und gehe zum Bioladen, weil ich dringend einen Schoko-Riegel brauche. Drinnen fällt mir ein, dass meine Ärztin mir geraten hat, mal fructosemäßig etwas kürzer zu treten. Und Fructose ist auch in ganz normalem Haushaltszucker. Eigentlich fast überall. Außer in Reissirup. Den gibt es hier flüssig und als Pulver. Ich frage die Bioladenfrau: „Was ist denn da der Unterschied?“ „Keine Ahnung“, antwortet sie emotionslos. Sie schaut abwechselnd auf die Plastikflasche und den Pappbehälter und sagt: „Das eine ist flüssig, das andere ein Pulver, würd ich sagen. Ich kenn mich nicht aus mit dem Bio-Zeugs.“ „Das is doch mal ne Antwort!“, denke ich und kaufe zweimal zehn Stück.



Die Drogistin sagt zu mir:  
„Sie haben ja eine ganz  
empfindliche Haut.“ Ich  
erwidere: „Nö, gar nicht“



# Schwarz wie Elfenbein

Wie brachten die Alten Meister ihre Farben zum Leuchten? Eine Manufaktur im Allgäu hat nachgeforscht und liefert historische Pigmente in die ganze Welt. Ein Werkstattbesuch

Von Regine Seipel (Text und Fotos)

Das leuchtende Miloriblau wird erarbeitet werden. Mindestens fünf Mal streicht Thomas Rickert die bröckelige, feuchte Masse auf einer Steinplatte aus, reibt mit einem Glaskolben gleichmäßig hin und her, schabt die dünne Schicht mit einem Spatel wieder zusammen, um sie erneut auszurollen, bis das Leinöl seinen Widerstand aufgibt und sich mit dem Pigment zu einer geschmeidigen Paste verbindet. Wenn sich Laien an diesem Handwerk versuchen, brauchen sie mehr als eine Stunde, bis ein paar Gramm Farbe für eine kleine Tube entstehen. Vor Jahrhunderten, als die Alten Meister aus Unmengen von Pigmenten in unzähligen Schichten



„Die Unperfektheit nachstellen.“ - David Kremer

ihre monumentalen Gemälde erschufen, erledigten Lehrlinge dieses mühsame Geschäft, das Thomas Rickert selbst bei der Firma Kremer in Aichstetten im Allgäu nur noch zu Schulungszwecken vorführt. Eine Gruppe von Berufsschullehrkräften aus Österreich ist in dem Dorf im Kreis Ravensburg zu Besuch, die praktische Erfahrung für den Unterricht sammeln will – und Wissen. Etwa dass diese Farbe, auch als Preußischblau, Pariser oder Berliner Blau bekannt, Anfang des 18. Jahrhunderts durch Zufall in einem Berliner Alchemistenlabor entdeckt wurde und als erstes künstlich hergestelltes Pigment gilt.

Thomas Rickert, 60 Jahre, hager, ausgebildeter Koch, steht vor einem großen Tisch in seiner Farbenküche, hinter ihm Flaschen mit verschiedenen Ölen, vor ihm ein buntes Mosaik aus nummerierten Pigmentbehältern an der Wand, und erzählt noch mehr über Blau: Warum Lapislazuli so viel kostbarer ist als das für Unkundige im Farbton kaum zu unterscheidende Miloriblau, das die Gäste gerade bearbeitet haben. Aus dem seltenen blauen Halbedelstein wird das natürliche Ultramarinblau, das Fra Angelico Blau, gewonnen, das wegen seiner Leuchtkraft und Leuchtbarkeit schon in früheren Epochen mit Gold aufgewogen wurde. Die Künstler des Mittelalters verwendeten es nur für besonders hochwertige Bilder, berühmt wurde das reine Blau durch die Strahlkraft der Marienmäntel in der romanischen und gotischen Kunst. Und bis heute stammt der Rohstoff aus einer einzigartigen Fundstelle im Norden Afghanistans; zwar wird auch Lapislazuli in

Chile abgebaut, doch dort ist der für den Blaugehalt zuständige Lasuritanteil viel geringer.

In Zeiten der Inflation hat sich die Waage hin zum Gold zwar verschoben, doch das echte Ultramarin kostet derzeit bei Kremer immer noch beinahe halb so viel wie das Edelmetall, das Kilo etwa 23.000 Euro. Das liegt auch an dem aufwendigen Verfahren, Rickert, der in den mehr als 25 Jahren, die er bei Kremer arbeitet, zum Farbenexperten wurde, hat das schon viele Male gemacht: Dutzende Säckchen mit zu Pulver vermahlenem Gestein werden von Hand in Eimern mit kaltem Wasser ausgeknetet, damit nur die feinsten blauen Mineralteilchen durch den Stoff nach außen dringen. Sie setzen sich auf dem Grund des Eimers ab, das dauert, dann wird das Wasser abgossen, Eimer für Eimer, und der Satz gesiebt, bis das Ergebnis mit einer Referenzprobe übereinstimmt und als hochwertiges Pigment in die Welt hinausgeschickt werden kann.

Solche edlen Produkte erfordern besondere Kundschaft. Ob der Louvre in Paris, das Metropolitan Museum of Art in New York oder die Uffizien in Florenz, die großen Kunstmuseen der Welt, sagt Firmenchef David Kremer, nutzen Pigmente aus Aichstetten bei der Restaurierung. Welchen konkreten Meisterwerken seine Farben zu neuem Glanz verhelfen haben, weiß er nicht, man kann es sich vorstellen, seine Firma ist weltweit führend in diesem Bereich. Auch das Städel Museum in Frankfurt nutzt bei Gemälde-Retuschen Pigmente von Kremer. Etwa bei der Restaurierung eines lebensgroßen Porträts der Frankfurter Schauspielerinnen Fanny Januschek, die Arnold Böcklin 1861 malte, weiß Stephan Knobloch, zuständiger Leiter für Restaurierungsfragen, auf Nachfrage zu berichten. Die Farbpigmente von Kremer, so Knobloch, zeichneten sich durch eine hohe Qualität aus. „Durch ihre Leuchtbarkeit bleiben die Retuschen länger stabil, das heißt, sie verändern sich im Alterungsprozess der Retusche optisch weniger. Die vom Maler beabsichtigte Farbwirkung ist somit wieder erlebbar.“

Wie ist das möglich? „Wir stellen die Unperfektheit von damals nach“, sagt David Kremer. Ein Teil des Erfolgsrezepts, mit dem 1977 alles anging, damals war ein Restaurator mit der Decke einer historischen Kirche in England beschäftigt, deren Schöpfer „Smalte“ verwendet hatte, das älteste bekannte blaue Pigment aus mit Kobaltsalz gefärbtem blauen Kaliumsilicatglas, das zu dieser Zeit nirgends zu bekommen war. Die industriellen Blautöne sahen auf den ersten Blick zwar gleich aus, doch im Dämmerlicht offenbarte sich der Unterschied. Ihre Leuchtkraft reichte einfach nicht an das Original heran.

Der Preis der Massenproduktion: Die Industrie, die seit den 1930er Jahren das alte Handwerk der Farberstellung verdrängt hatte, braucht gleichartige Pigmente für die Produktion großer Mengen. Abweichungen und Schattierungen sind unerwünscht. Es fügte sich, dass jener Restaurator mit Georg Kremer befreundet war, Vater von David und promovierter Chemiker, den er um Hilfe bat. Kremer senior, der sich nicht nur mit Chemie aus-

**Das Fra-Angelico-Blau wurde früher mit Gold aufgewogen und nur für besonders hochwertige Bilder verwendet**



„Edle Produkte.“



„Mit dem Glaskolben wird die Masse auf einer Steinplatte verrieben ...“



... bis sich das Leinöl mit dem Pigment geschmeidig verbindet.“



„Wie Kuchenbacken.“ - Thomas Rickert

**Große Kunstsammlungen der Welt restaurieren ihre Werke mit Pigmenten von Kremer – auch das Städel Museum**

kennt, sondern auch an Geschichte interessiert ist, machte sich auf die Suche und grub ein Smalte-Rezept von 1820 aus, experimentierte – damals noch im Keller seines Hauses in Rottenburg am Neckar – mit Mischungen und Materialien und rettete damit das Werk seines Freundes.

So steht es in der Firmengeschichte, an diesen Grundstein erinnern noch ein paar Brocken Smalte, die dekorativ auf dem Schreibtisch von David Kremer liegen. Die Handarbeit, die Verarbeitung natürlicher Rohstoffe, erklärt er den Unterschied, führe zu einer unregelmäßigeren Struktur der Pigmente, die das Licht besser reflektiert. Bald ging es nicht mehr nur um Smalte. Bei der Gründung 1977 noch ein Ein-Mann-Betrieb, hatte Georg Kremer zwei Jahre später 100 weitere seltene und vergessene Rezepte aufgetan und liefert fertig hergestellt. Daraus sind inzwischen 250 Pigmente geworden, die noch immer in Handarbeit entstehen. 1984 zog das Unternehmen in eine ehemalige Getreidemühle in Aichstetten um, ist inzwischen in München und New York vertreten und beschäftigt 40 Mitarbeitende. Zum Angebot gehören auch mehr als 1000 industriell hergestellte Pigmente, dazu Bindemittel und gebrauchsfertige Farben. „Wir stellen nur das her, was wir nirgends bekommen können“, sagt David Kremer.

Diese historischen Rezepturen sind nach wie vor das Markenzeichen, für die der aus dem 17. Jahrhundert stammende Firmensitz den perfekten Rahmen abgibt. In jeder Nische des verwinkelten Gebäudes steckt Geschichte. Ein alter Eisenbahnwagen voller blaugrün gemasertes Rohkupfersteine empfängt den Besuch stille am Eingang des Nebengebäudes, dessen Holzfassade gerade – natürlich mit besonders haltbarer Kremer-Leinölfarbe – gestrichen wird. Wo der Fluss Aitrach durchströmt und einst der Müller das Korn mahlte, rattert ein Wasserkraftwerk, das den Betrieb großteils mit Ökostrom versorgt. In der Bibliothek, die ein Maler aus der Familie vor Jahren als Atelier nutzte, sind Bände über Gemälde, Maltechniken, Farben, ihre Mixturen, Rohstoffe, ihre Herkunft und Beschaffenheit in überbordenden Regalen gesammelt. Verwinkelte Treppen führen hinauf und hinunter, ohne Führung ist der Weg kaum zu finden. Masken, Gemälde, Stoffe, Skulpturen und viel buntes Gestein – alles ist geschmackvoll dekoriert, und selbst in den Produktionsräumen sieht es auf den ersten Blick nicht nach Arbeit aus.

Bis auf die Mahlwerkstatt, wo die Rohstoffe mit dem Backenpresser grob zerkleinert und dann in Dutzenden Arbeitsschritten fein pulverisiert werden. Eine Mitarbeiterin im weißen Schutzanzug und mit Atemschutzmaske bedient in dem kleinen niedrigen Raum, in dem früher die Antriebe der Mühlen standen, eine Scheibenmühle. Der kreisrunde Behälter ist geschlossen, der Motor surrt, zu sehen ist ein gelboranges Pulver in kleinen Fläschchen: echtes „Realgar“, ein arsenhaltiges Pigment, das schon im Altertum bekannt war und in der mittelalterlichen Buch- und Tafelmalerei verwendet wurde. Weil es hochgiftig ist, wird es heutzutage nur noch zu Restaurierungszwecken verwendet. Nur etwa 500 Gramm wird die Mitarbeiterin an diesem Tag produziert.

Die Mühlen im Hause Kremer mahlen eben langsam. Das gilt nicht nur für das

Tempo des Herstellungsprozesses; oft dauert es Wochen, bis ein Pigment verkaufsfertig ist. Es trifft ganz wörtlich auf die 100 Jahre alte ehemalige Ölmühle mit massigen Mahlsteinen zu, die in einem eigenen Raum im Nebengebäude steht. Ein Schmuckstück, das Georg Kremer mit seinem Faible fürs Historische in Italien am Straßenrand entdeckte und vor dem Verschrotten bewahrte. Statt Oliven zermahlt der mehr als mannshohe Koloss jetzt mit Getöse Erden oder weiches Gestein, zuletzt Azurit. Reste des tiefblauen Staubes bepudern noch die grobe steinerne Wanne.

**B**evor der nächste Schwung Steine oder Erde unter die Räder kommt, muss geputzt werden; erst trocken mit einer Drahtbürste, dann mit einem transparenten Füllstoff, der selbst die kleinsten azurblauen Krümel bindet und davonträgt. Einen Tag dauert das, sorgfältige Reinigung ist ein wesentlicher Teil der Handarbeit – bei der Walzenmühle, die das Verbinden von Öl und Pigmenten etwas schneller erledigt, als das händische Verreiben auf Stein, und genauso in Thomas Rickerts Farbenküche. Nachdem sich die Gäste verabschiedet haben, will er noch einen Schwung Aquarellfarbe mischen. In einem nur für ihn verständlichen System baut er bunte Pigmenttöpfe mit geübten Griffen vor sich auf, wiegt zügig Lapislazuli, heute das günstigste aus Chile, und Bindemittel ab, gibt alles in den elektrischen museumstauglichen Mörser und stellt die Maschine an. Sieht aus wie beim Kuchenbacken. Gekocht wird manchmal auch – in der Halle nebenan füllt Daniel Birkle, gelernter Bäcker, Wasser in große Töpfe ab. Er wird in den nächsten zwei Wochen damit beschäftigt sein, aus 2000 Litern Wasser, Bienenwachs und Ammoniak Seife als Bindemittel zu kochen.

Denn ein Pigment allein macht noch keine Farbe. Und auch bei Stoffen, mit denen es bis zur gewünschten Konsistenz vermischt wird, bietet die Natur eine große Fülle, die sich am besten bei einem Rundgang durch die bis unter die Decke mit Regalen zugestellten Lagerräume begreifen lässt. Pulver aus Milch, Hühnerweiß oder Gummi arabicum aus dem Wundsaft der Senegal-Akazie werden gern verwendet, dazu alle möglichen Sorten tierischen Leims. Er wird aus Hasenfell, Ziegenhäuten oder Knochen gewonnen und in der Holzrestauration, der Holzbearbeitung und bei einigen Maltechniken verwendet, etwa als Grundierung für Leinwände und Tafeln und bei traditionellen Techniken des Vergoldens.

David Kremer zieht ein kleines Säckchen mit hellgelben runzeligen Flocken aus einem Fach, wieder eine Spezialität: Hausenblasen-Leim, der aus der inneren Membran der Schwimmblase vom Stör gewonnen wird. Mit Wasser aufgequollen, haftet er gut und ist besonders elastisch. Früher stammte der Rohstoff fast ausschließlich aus Russland, doch die Überfischung zur Gewinnung von Kaviar brachte den Stör in Not und ließ den Nachschub abreißen. Heute bezieht das Unternehmen Schwimmblasen aus nachhaltiger Zucht, versichert der Chef, die Sorte sei vom Louvre geprüft und für gut befunden worden.

Allein im Lager könnte man stundenlang stöbern und die Geschichten zu den Paketen, Säcken, kleinen und großen Tüten hören, die aus allen Teilen der Welt stammen. Oder ganz aus der Nähe: In der Abteilung Pflanzenfarben zum Beispiel lagert Apfelbaumrinde aus der Bodenseeregion, die gehäckselten jungen dünnen Äste bringen einen schönen gelblichen Ton in Baumwolle oder Leinwand, der sehr lichtecht ist. Eine Designerin, die in ihrer Kollektion Wert auf Handarbeit und nachhaltige Rohstoffe legt, greift gern auf dieses natürlichen Färbemittel zurück.

## Ein iPhone wurde vermahlen, um daraus ein Grau zu gewinnen, und Coca-Cola-Ölfarbe gibt es auch schon



„Der Gedanke, in Vergessenheit geratene Schätze zu bewahren, ist überall erkennbar.“



„Wo einst der Müller das Korn mahlte, rattert ein Wasserkraftwerk.“



„Die Kunst ist Sache der Kundschaft.“

## Firmengründer und Chemiker Georg Kremer liebt Farben – er suchte seltene und vergessene Rezepte für Pigmente

Eindrucksvoll ist auch die breite Palette der Farbtöne, die aus der Erde stammen, die ersten Hilfsmittel, mit denen sich Menschen schon in der Steinzeit ausdrückten. Vornehmlich Ocker in allen erdenklichen Schattierungen von Braun, Gelb und Rot, dazu das grüne Aegerin aus dem afrikanischen Malawi oder das unaussprechliche Sneafellsjoekull-Rot, das die Kremers zusammen mit dem Landschaftsmaler Peter Lang in der Nähe des gleichnamigen Vulkans im Westen von Island ausgegraben haben.

Der Gedanke, in Vergessenheit geratene Schätze zu bewahren, spielt auch bei dieser Sammlung mit: Manche Erdfarbenvorkommen in Deutschland sind längst aufgebraucht oder die Verfahren zur Gewinnung rentieren sich nicht mehr. Wie beim Ocker aus dem Taunus: Kremer hat eine kleine Menge der milchkaffeebraunen Erdbrocken aus diesem Gebiet nahe der oberen Lahn gesichert, aus dem ein fleischfarbendes Pigment hergestellt wird. Auch aus Amberger Ocker, der kaum noch verfügbar ist, wollen die Kremers wieder eine Farbe machen. Das Material haben sie vor ein paar Jahren schon geprüft, für gut befunden und herbeigeschafft, das Pigment ist noch in Arbeit. Vater und Sohn haben einen Blick für schöne Erden, auch im Urlaub kann es passieren, dass einer von ihnen irgendwo in die Hände spuckt und ein paar Brocken zerreibt, um zu schauen, ob sie vielleicht einen interessanten Farbton bergen.

Wie lernt man das? David Kremer, 40, mit langen Koteletten, der mit der hochgerollten Wollmütze und dem schwarzen Outfit selbst als Künstler durchgehen würde, ist hineingewachsen. Schon als

Kind saß er mit Kunstschaffenden am Esstisch, die mit dem Vater über Farben und ihre Bestandteile fachsimpelten. Diese Begeisterung teilte er damals nicht. Er wollte raus aus dem Dorf, ging nach Berlin und studierte Fotografie. Doch mit dem Aufkommen der digitalen Fotografie waren die Zeiten in diesem Beruf nicht leicht, er lernte seine spanische Frau kennen, gründete Familie und kehrte zurück. Heute weiß er die Einheit von Wohnen und Arbeiten, auch das Leben im Dorf zu schätzen, besonders für seine vier Söhne, die zwischen neun und 16 Jahre alt sind. Und obwohl er ja einen kreativen Beruf erlernt hat – selbst zu Pinsel und Farbe zu greifen, ist ihm noch nie in den Sinn gekommen.

Die Kunst ist Sache seiner Kundschaft, ob sie nur ein paar Pigmente kauft, um Malmittel selbst zu mischen, oder ob ein Werk nach einem besonderen Farbton verlangt. Manchmal geht es um große Visionen, bei denen Geld keine Rolle mehr spielt. Der spanische abstrakte Künstler Miquel Barceló zum Beispiel orderte vor einigen Jahren zwei Kilogramm reinsten Lapislazuli von Kremer für sein monumentales Kunstwerk im Hauptquartier der Vereinten Nationen in Genf. Die 1400 Quadratmeter große Kuppel im „Raum der Menschenrechte und der Allianz der Zivilisationen“, die er 2008 enthüllte, wurde von der Kritik prompt als „Barcelós Sixtinische Kapelle“ gefeiert. Wie in einer Höhle hatte Barceló die Decke mit meterlangen Tropfsteinen übersät, gegen die er 35 000 Kilogramm Farbe schleuderte, die zwei Kilogramm Lapislazuli – für Kremer ein Großauftrag – fielen da kaum ins Gewicht. Die Finanzierung des Werks war umstritten, das kann man nachlesen, David Kremer sagt dazu nichts, er bewertet die Wünsche seiner Auftraggebenden nicht. Wenn menschenmöglich, dann erfüllt er sie.

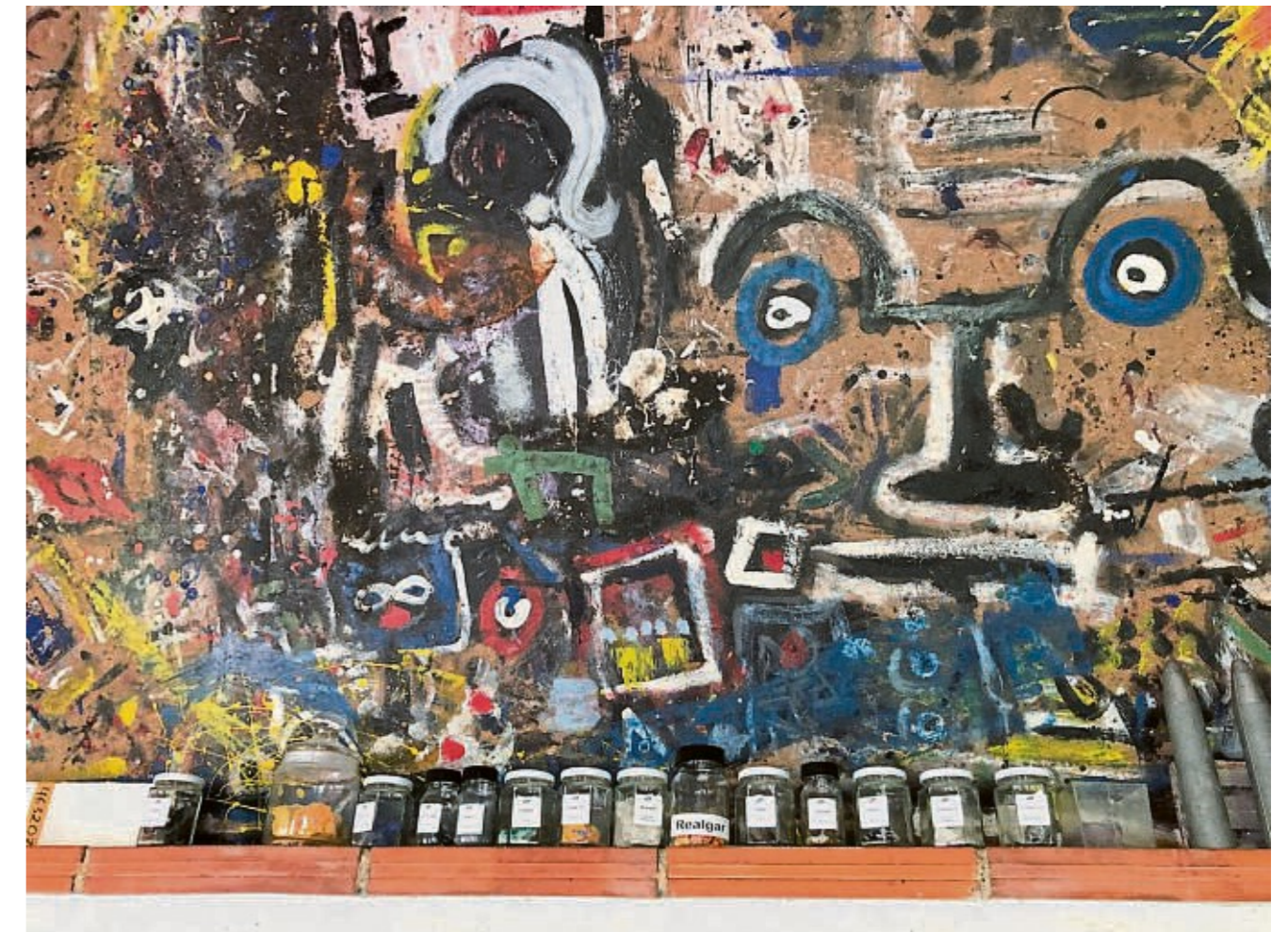
**S**o gibt es Menschen, denen Pigmente aus den Steinen ihres Gartens vorschweben. Andere lassen die Farben der Fensterläden ihres denkmalgeschützten Hauses nachmischen, damit die Fassade in altem Glanz erstrahlt. Jemand kam mal auf die Idee, sein iPhone vermahlen zu lassen, um daraus ein gleichnamiges Grau zu gewinnen, und eine Coca-Cola-Ölfarbe hat Kremer auch schon gefertigt. Was solche Extravaganzen kosten, verschweigt der Firmenchef diskret. „Das geht nach Aufwand.“

Manches lässt sich im Katalog nachschauen. Echter Purpur, für den eine französische Künstlerin ein Faible hat, ist der teuerste Stoff aus der Farbenküche von Kremer. Im Römischen Reich war er den Herrschenden vorbehalten und ist keinesfalls mit dem aus Läusen gewonnenen Kardinalsrot zu verwechseln. Echter Purpur ist violett und wird aus den Drüsen von lebend gefangenen Purpurschnecken hergestellt, die zerdrückt, in Salz eingelegt und erhitzt werden. Für ein einziges Gramm dieses Pigments müssen 10 000 Schnecken verarbeitet werden, was den Preis von rund 3000 Euro erklärt. Ein Bestseller ist der echte Purpur naturgemäß nicht, mehr als ein halbes Gramm pro Jahr werden meist nicht verkauft.

Aber natürlich fragen Gäste nach solchen Preziosen, von denen David Kremer einige mehr zu bieten hat. Zum Beispiel über Schwarz, das ja keinesfalls gleich Schwarz ist. Der tiefste kohlschwärzeste Ton entsteht nicht aus Knochen, sondern aus Elfenbein, das ist unschwer auf den handgedruckten Farbkarten der Firma zu erkennen, die die Vielfalt der Pigmente aus eigener Herstellung abbilden. Natürlich unterliegt Elfenbein, das wie Knochen schwarz unter Luftabschluss verkohlt und gemahlen wird, heutzutage aus Artenschutzgründen einem strengen Genehmigungsverfahren. Obwohl nur noch Altbestände verarbeitet werden und das rei-



„Ein Pigment allein macht noch keine Farbe.“



„Masken, Gemälde, Stoffe, Skulpturen und viel buntes Gestein – alles ist geschmackvoll dekoriert.“

ne Schwarz für manche originalgetreue Restaurierung historischer Gemälde noch gebraucht werde, sagt Kremer, sei das Pigment heute nicht mehr verkäuflich.

Und manchmal geht es gar nicht allein um eine Farbe, sondern hauptsächlich um die Idee. So kam der Maler und Objektkünstler Andreas Slominski mit den Oberschenkelknochen eines kurz zuvor verstorbenen Lipizianers, eines der edlen weißen Pferde der Wiener Hofreitschule, zu Kremer und bat ihn, daraus ein Pigment herzustellen. Wie anderes Bein-schwarz auch wurde es verarbeitet und als „Wiener Schwarz“ in 25 Pigmentgläschen abgefüllt. Dermaßen mit Bedeutung zum Kunstwerk aufgeladen, steht ein Behälter mit dem exquisiten schwarzen Kremer-Pigment heute in der Hamburger Kunsthalle, um die Nachwelt an seine Entstehungsgeschichte zu erinnern – vielleicht nicht für die Ewigkeit, aber doch für eine sehr lange Zeit.

Das Kremer-Pigment ist jedenfalls haltbar, es dürfte den Plastikdeckel, der es schützt, lange überdauern. Und dieser lässt sich ja eines Tages ohne große Umstände restaurieren, wenn die Fassade des „Wiener Schwarz“ zu bröckeln beginnt.

## Das Sneafellsjoekull-Rot haben sie mit dem Maler Peter Lang nahe eines Vulkans in Island ausgegraben



FR7-Redakteurin Regine Seipel liebt die Farbe Blau. Besonders beeindruckt war sie daher vom reinen Ultramarin aus Lapislazuli.



„Gekocht wird manchmal auch.“



PHOTOCASE, AUTORINNENBILD: PRIVAT

„Wieder flackert es. Nicht nur kurz, sondern andauernd.“

# Unschöne Erleuchtung

Licht soll Atmosphäre schaffen – könnte man denken. Oder sind manch hässliche Leuchtstoffröhren etwa Absicht?

Von Valérie Eiseler

**E**s flackert. Die wenigen Sekunden ohne das weiße Licht der surrenden Leuchtstoffröhre tauchen den Raum in graue Dunkelheit. Für wenige Augenblicke gleicht die Atmosphäre einem Horrorfilm. Dann ist es wieder hell. Ob das besser ist als im Horrorfilm bleibt angesichts des grell-beißenden Lichts eher ungewiss. Klar, dass da natürlich auch der eine oder andere tote Falter im Lampenschirm mitspielt.

Ortswechsel. Wieder flackert es. Nicht nur kurz, sondern andauernd. Der ganze Raum ist in ein schwaches, aber umso wärmeres Licht getaucht. Wortwörtlich warm, ist doch die einzige Lichtquelle ein antiker Kerzenständer auf dem Tisch. Das Szenario hat nun eher romantische Züge, insbesondere wenn man seinen Liebsten in die durchs Kerzenlicht allzu verheißungsvoll glühenden Augen blicken kann.

Zwischen Horror und Romantik gibt es natürlich unzählige Stimmungen, die die richtige Beleuchtung erzeugen kann. Weshalb es umso seltsamer ist, wenn dieses mächtige Instrument nicht richtig eingesetzt wird.

Vielleicht habe ich als Jugendliche zu viele Inneneinrichtungsshows geschaut (apropos, was macht Tine Wittler von „Einsatz in vier Wänden“ eigentlich inzwischen?), aber ich komme nicht umhin, in jedem Raum die erhellenden Qualitäten unter die Lupe zu nehmen. Sorgen viele kleine Lämpchen für ein gemütlich-wohnliches Flair? Oder findet man sich mit der zweckmäßigen Deckenlampe ab, die alles gleichsam hell, wenn auch irgendwie kalt macht?

Gerade in der Gastronomie erschüttert ein unpassendes Lichtdesign immer wieder. Ich habe schon die schönsten und einladendsten Gasträume durch weiße

**Zwischen Romantik und Horror gibt es ja etliche Stimmungen, die das richtige Licht erzeugen kann**

Leuchtstoffröhren oder Halogen-Deckenstrahler zugrundegehen sehen. Nun ja, vielleicht nicht ruiniert, aber die Stimmung beim Essen war doch deutlich weniger gemütlich, als sie hätte sein können.

Das Auge isst ja bekanntlich mit, also möchte man natürlich sehen, was da auf dem Teller serviert wird, aber von der Reflektion im weißen Porzellan müsste man nun auch nicht geblendet werden. In wie vielen Cafés, Imbissen und Restaurants hätte ich allzu gerne Stunden verbracht, wenn statt greller Flutlichter ein gemütliches, mittelhelles Licht zum Verweilen geladen hätte?

Moment. Heißt das etwa, das war Absicht? Bemerke ich gerade beim Verfassen dieses Textes, dass es sich dabei um eiskaltes (zumindest der Lichtstimmung nach) Kalkül der Gastronomen und Gastronominnen handelt? Lockten sie mich mit gutem Essen und theoretisch schöner Dekoration, nur um mich bald mit ungemütlich nackten Glühbirnen wieder loszuwerden? (Und zwar nicht diesen Designer-Glühbirnen, die so unbeschildert aussehen sollen ...) Das würde auch erklären, warum diese unbequemen Metallstühle plötzlich Einzug in jedem Café der Welt gehalten haben.

Ach du meine Güte, dieser Gedanke führt ja noch in ganz andere Abgründe! Soll die allzu schicke, aber stets schummrige Beleuchtung in dunklen Trendrestaurants mich davon abhalten, die zarten Schriftzeichen zu erkennen, mit denen der happige Preis für eine Beilage beziffert ist? Soll die der Strahlkraft der Sonne gleichende Spiegelbeleuchtung im Kosmetikfachgeschäft mich augenblicklich daran erinnern, wie dringend ich jetzt eine Antifaltencreme und am besten auch noch diverse Abdeckstifte brauche?

Hilfe! Das leuchtet mir nun alles etwas zu deutlich ein. Wäre ich doch bloß weiter nichts ahnend durch die Dunkelheit getappt.



FR7-Autorin Valérie Eiseler starrt angesichts ihrer Erkenntnis erstmal zur Entspannung in eine Lavalampe.

Das ist hier die Frage

## Meine Freundin postet Bilder ihrer Kinder – soll ich das ansprechen?

Liebe Franka, ich habe selbst keine Kinder, aber in meinem Freundeskreis gibt es schon viel Nachwuchs. Das freut mich, und ich schaue mit gern Videos von ersten Schritten und Fotos von der ersten Breischlacht an, die mir persönlich geschickt werden. Allerdings postet eine meiner engsten Freundinnen fast täglich Schnappschüsse aus ihrem Familienleben auf Instagram oder stellt Bilder der Kids in Badehosen für alle Kontakte sichtbar in den Status. Dass normale Familienfotos auf diesem Weg in pädophile Kreise geraten könnten, hält sie für Panikmache. Ich finde aber, dass es eine grobe Missachtung der Rechte von Kindern ist, einer größeren Öffentlichkeit Bilder von ihnen zu präsentieren, ohne dass sie ihre Zustimmung geben können. Das würde doch auch niemand für sich selbst wollen! Aber wie kann ich das ansprechen, ohne dass sie total beleidigt ist und unsere Freundschaft in Schiefelage gerät?

FR7-Leserin Pia B. (35)

Liebe Pia, ich finde es rührend, wie Sie sich um Ihre Freundin und deren Kinder sorgen – aber auch ein ganz kleines bisschen übergriffig. Wissen Sie genau, ob sie das Thema nicht bereits selbst durchdacht und reflektiert hat? Und zu dem Ergebnis gekommen ist, dass sie es für ihre Familie vertreten kann, das Posten von Kinderbildern so zu handhaben? Sie müssen diese Meinung nicht teilen, und die meisten Expert:innen teilen sie ja auch nicht. Die Gefahr, dass ein Bild vom kleinen Paul im Strandkorb oder von Charlotte mit ihrem Einserzeugnis in die Hände von Pädophilen fällt, mag nicht riesig sein. Aber sie ist da. Dagegen ist es nahezu ausgeschlossen, dass Kleinkinder zugestimmt haben, dass Fotos von ihnen, sei es in Badehose oder mit dem niedlichen Schneeanzug, auf Instagram oder im Whatsapp-Status ihrer Eltern auftauchen. Vielleicht möchte Charlotte nicht bis in alle Ewigkeit als Vorzeigekind und einwandfrei gelungenes Projekt ihrer Eltern durchs Netz geistern. Gut, früher wurden Kinder wahrscheinlich auch nicht gefragt, welche Fotos von der Bergwanderung beim Dia-Abend mit der Verwandtschaft vorgeführt werden. Genauso wenig wie der Nachwuchs der Adelsfamilien, deren Ölporträts seit Jahrhunderten in Schlössern hängen. Denn der Reflex, stolz die eigenen Nachkommen zu inszenieren, ist so alt wie die ersten Techniken, Menschen abzubilden. Die Zeiten sind heute natürlich andere.

„Es kann sehr schnell passieren, dass diese Bilder in allen möglichen Ecken des Internets landen. Ein Screenshot



ILLUSTRATION: EVA HILLREINER

ist schnell gemacht. Selbst wenn man sie nur mit einem kleinen Kreis geteilt hat“, sagt Cornelia Holsten von der Bremischen Landesmedienanstalt, „und das ist ein Risiko, das man nicht eingehen muss, weil es ja überhaupt keinen zwingenden Grund dafür gibt, solche Bilder zu teilen.“ Man könne ja genauso gut mit einem Foto einer Sandburg dokumentieren, dass man mit den Kindern im Urlaub viel Spaß hat. Denn: „Der alte Satz ‚Das Internet vergisst nie‘ stimmt nach wie vor.“

Ich finde durchaus, dass Sie darüber mit Ihrer Freundin sprechen können, gerade weil Sie nicht selbst in der Familien-Bubble stecken, in der Mütter und Väter es irgendwann als völlig normal empfinden, Kinderfotos jeglicher Art jedem digital aufzudrängen, der beim Aufploppen der Status-Meldungen nicht sofort wegklickt. Denn ja, es macht einen Unterschied, ob Oma und Opa gucken oder dieser entfernte berufliche Kontakt, dessen Nummer man mal vor drei Jahren gespeichert hat. Aber das Bild mit dem verkleckerten Lätzchen ist einfach so süß, und ist es nicht durchaus eine eigene Errungenschaft, einen Sechsjährigen zu einem Gipfelkreuz wandern zu lassen?

Eltern vergessen gern mal (und haben zu allen Zeiten vergessen), dass ihre Kinder nicht die Erweiterung ihrer Selbst sind, sondern eigenständige Persönlichkeiten. Das klingt abgedroschen, aber wie sonst ist es zu erklären, dass gerade vor den Sommerferien immer mehr Eltern die Zeugnisse ihrer Söhne und Töchter als Statusbilder präsentieren, sogar ganz ohne Kind? Die Eins in Sachkunde hat wahrscheinlich nicht die 42-jährige Elektroingenieurin mit ihrem Superwissen über die alten Römer ergattert. Der Blick von außen ist also immer gut, um auf Absurditäten hinzuweisen. Allerdings sollten Sie Ihrer (bestimmt erwachsenen) Freundin vielleicht nicht öfter als ein- oder zweimal die digitale Welt erklären, denn niemand will ständig belehrt werden, auch nicht von Menschen, die einem sehr nahestehen.

Vielleicht nimmt sie sich Ihren Rat ja trotzdem zu Herzen, obwohl sie zuerst mit einem blöden Spruch kontert nach dem Motto: Warte mal ab, bis du Kinder hast, du wirst es genauso tun. Vielleicht kommen Sie auch zu dem Schluss, dass sie sich, seit sie Mutter ist, in eine Richtung entwickelt hat, die Ihnen fremd ist. Manchmal ist das so, und manchmal findet sich nach einer Weile doch wieder eine gemeinsame Ebene. Spätestens, wenn ihre Kinder Teenager sind und sich Fotos auf dem elterlichen Instakanal verbitten, wird sie auch wieder ihre perfekt gewachsenen Tomatenpflanzen auf dem Balkon ablichten.



Franka ist Ihre FR7-Expertin für alle großen und kleinen Verwicklungen des Lebens. Franka beantwortet Ihnen, was Sie schon immer einmal wissen wollten. Schicken Sie Ihre Frage einfach an [FR7@fr.de](mailto:FR7@fr.de)

Update  
Von Kathrin Passig

# Wohnen im Text

**F**rüher war es schwerer, gemeinsam an Texten zu schreiben. Die 15 Autorinnen und Autoren des Romans „Gästehaus“ kamen Anfang der 1960er Jahre zum Schreiben in einer Charlottenburger Villa zusammen. Die Wissenschaftler Daniel Kahneman und Amos Tversky saßen in den 1960er und 1970er Jahren zu zweit vor der Schreibmaschine und wechselten sich beim Tippen ab.

Es ist einfacher geworden, seit es das Internet gibt. Zuerst wurde nur das Hin- und Herschicken der Texte leichter. Dann konnte man denselben Text bearbeiten, aber ohne währenddessen die Arbeit der anderen zu sehen. So ist es bis heute in der Wikipedia. Seit Mitte der Nullerjahre gibt es verschiedene Möglichkeiten, gleichzeitig im selben Text zu schreiben und dabei zu sehen, was die anderen machen.

Egal, wie das genau passiert: Im Berufsalltag der meisten wird wahrscheinlich mehr gemeinsam geschrieben als allein. Jemand verfasst einen Entwurf, eine zweite Person überarbeitet ihn, die Vorgesetzten geben ihre Meinungen dazu ab, und am Ende kommt das Dokument `Dossier_Entwurf_Überarbeitung_8459723_8_Version7_ÄnderungsvorschlägeKP_Final_NOCHNICHTVERWENDEN_jetztaberwirklich.pdf` heraus.

Diese Alltäglichkeit heißt nicht, dass es uninteressant wäre, darüber nachzudenken, was da eigentlich passiert. In den vergangenen 20 Jahren ist viel über das gemeinsame Schreiben geschrieben worden ist, unter anderem von mir. Alle interessieren sich für die neuen Möglichkeiten. („Neu“ bedeutet, wenn es um Texte geht, etwas anderes als in „das neue iPhone“. Schreiben geht so langsam, und wir denken so langsam darüber nach, dass das Neue 50 bis 100 Jahre lang neu bleibt.) Die einen ekeln sich bei der Vorstellung, andere Menschen live im eigenen Text herumkurkeln zu sehen, die anderen finden es schön, beim Schreiben nicht mehr so allein zu sein und eine andere Person mindestens die Hälfte der Arbeit machen zu lassen.

Deshalb ist das gemeinsame Schreiben ein beliebtes Thema bei Schreibworkshops und Literaturveranstaltungen. Leider sind die Voraussetzungen gerade da besonders ungünstig. Man wird mit Fremden zusammengewürfelt und soll an einem Text zusammenarbeiten, irgendeinem Text. Da die Beteiligten meistens zu höflich sind, sich in die Textteile der unbekannteren Anderen einzumischen, ist das Ergebnis so ähnlich wie beim Knickzettelspiel, bei dem man auf einem Zettel das obere Ende einer Figur zeichnet, den Zettel so umknickt, dass nur die Enden der Linie sichtbar sind, und ihn an die nächste Person weiterreicht.

Nur kommt beim Knickzettelspiel manchmal ein lustiger Krogufant heraus und beim „Neue Schreibformen“-Experiment eher nicht. Man kann daraus nicht ablesen, dass gemeinsames Schreiben – grundsätzlich oder in der Literatur – zu schlechten Texten führt, sondern nur,



Hier schreibt Kathrin Passig jede Woche über Themen des digitalen Zeitalters. Sie ist Mitbegründerin des Blogs „Techniktagebuch“. [www.kathrin.passig.de](http://www.kathrin.passig.de)

Alle 2022 in FR7 veröffentlichten Kolumnen gibt es auch als Buch: „Die Locomotive verstehen“, Infos unter [www.kathrin.passig.de/buecher](http://www.kathrin.passig.de/buecher)

Lesen Sie ihre Kolumnen auch online unter [www.fr.de/update](http://www.fr.de/update)

dass es unter diesen Voraussetzungen schlecht funktioniert.

Gemeinsam an einem Text schreiben, ohne die anderen und ihre Pläne zu kennen, ist einerseits die unsinnigste Form des gemeinsamen Schreibens. Andererseits machen wir genau das ständig, nur nicht beim Schreiben, sondern beim Wohnen. Deshalb sehen Häuser und Wohnungen in der Realität nie so aus wie auf den Fotos in Architekturmagazinen: Irgendwer macht einen schönen Plan. Andere Leute setzen den Plan um, dabei werden schon die ersten Klofenster vergessen und Fliesen verwechselt. Dann zieht jemand ein und bringt eine geerbte Sofagarnitur mit, die die Architektin sich so nicht vorgestellt hat.

30 Jahre später zieht dieser Mensch aus, die neue Mieterin findet beim Bohren eines Lochs heraus, dass irgendeiner der Vorgänger ein Stromkabel diagonal unter

Putz verlegt hat, und so weiter. Wir wohnen in Gemeinschaftsprojekten von Leuten, die nicht miteinander reden. Bei Mietwohnungen wird die Übergabe des Knickzettels sogar aktiv verhindert. Man würde der nächsten Mietpartei gerne mitteilen, dass an der Wand am Fenster kein Schrank stehen darf, weil sie feucht ist, aber das geht nicht. Wenn unsere Wohnungen Texte wären, wären sie sehr schlechte Texte.

Gemeinsames Schreiben führt dann zu guten Ergebnissen, wenn die Schreibenden sich kennen, mögen und miteinander absprechen können. Oder wenn sie zumindest einem bekannten Plan folgen, wie beim Schreiben eines Wikipedia-Artikels. Wenn das nicht der Fall ist, kommt halt eine rustikale Brutalismus-Garagenvilla mit Jugendstilelementen und einem 80er-Jahre-Sofa raus. Gucken Sie sich um. Geht auch.

**Das gemeinsame, gleichzeitige Arbeiten an demselben Dokument ist dank Internet einfacher – oder auch nicht**



3/7

## Sieben Gründe Barbie gut zu finden



Die Welt ist rosa und Barbie ein Kinostar.  
Tötet das den Feminismus? Nö.

1

Bei schlimmen Kindheitserfahrungen hilft vor allem eins: Reden. Schreiben. Endlich alles aussprechen. Derzeit arbeitet sich in den Sozialen Medien eine ganze Frauen-generation an ihrem Rosa-Trauma ab. Ihre feministischen Mütter haben ihnen eine Farbe verboten, und es gab zu Weihnachten beige Stoffpuppen aus dem Waldorf-Shop! Nie zuvor konnte ein einziger Kinobesuch Mutter-Tochter-Beziehungen so entscheidend voranbringen.

2

Greta Gerwig, Jahrgang 1983, ist so ungefähr die coolste Filmschaffende auf dem Planeten. Jetzt ließ sie ihre Bühnenbildner:innen das Barbie-Traumhaus in Originalgröße nachbauen. Da kann es doch nicht so megapeinlich sein, den Plastik-Trumm in der eigenen Wohnung herumstehen zu haben, weil die Fünfjährige ihn unbedingt haben wollte.

3

Es gibt Barbie als Chirurgin, Barbie als Nobelpreisträgerin und als Kandidatin für das US-Präsidentenamt. Ihre Erfinderin, Ruth Handler, sagte mal: „Jedes Mädchen braucht eine Puppe, durch die es sich in die Zukunft seiner Träume projizieren kann.“ Was für eine schöne Idee. Aber jetzt ist es endlich raus: Eigentlich wollten alle immer nur das vielgeschmähte Original. Wenn schon Barbie, dann bitte richtig! Das ist wenigstens ehrlich.

4

„Barbiecore“, wie der ganze Style seit 20 Jahren heißt, hat eine feministische Nachricht, die so banal wie einleuchtend ist. Egal, wie Menschen sich kleiden – sie sollten unabhängig davon ernst genommen werden. Wer kann denn bitte schön allen Ernstes etwas dagegen haben? So, und jetzt Ruhe. Der Film geht gleich los.

5

Die absurd anmutenden zeitgleichen Kinostarts von Gerwigs „Barbie“ und Christopher Nolans „Oppenheimer“, der düsteren Biografie des Vaters der Atombombe, sind quasi zur eigenen Kunstform verschmolzen: „Barbenheimer“, gefeiert von zahlreichen Internet-Memes, die sehr nett anzuschauen sind.

6

Großer Gewinner des Barbie-Hypes ist der Auftraggeber Mattel, nach Lego der umsatzstärkste Spielzeughersteller des Planeten, der eben diesen seit mehr als 60 Jahren mit Plastik flutet. Darf man das jetzt auch nicht mehr ganz unironisch schlecht finden? Doch. Aber nie wurde besser ausbuchstabiert, wie diese Welt funktioniert.

7

Mütter und Großmütter, ihr wisst doch: Jede Bewegung produziert eine Gegenbewegung, feministische Wellen und so weiter, das kam doch sogar in den 1990ern im Soziologie-Seminar vor. Spätestens eure Urenkelinnen werden wieder stolz Dunkelblau tragen, ganz bestimmt. Schnappatmung ist also überhaupt nicht angebracht.

Anne Lemhöfer



MATELL, ISTOCK, AUTORINNENBILD: PRIVAT

In welche Richtung darf das Leben denn gehen? Das weiß Ihr Life Coach.

4/7

## Der Markt wird's schon regeln

Guter Rat für die Beratung

**E**igentlich, so wird uns das zumindest vermittelt, leben wir im goldenen Zeitalter der Beratung. Schließlich gibt es Berater:innen für so gut wie alles: Steuern, Ernährung, Mode, Inneneinrichtung und nicht zuletzt das Leben selbst, Stichwort: Life Coach.

Ist doch toll, dieser Service! Und zeigt wirklich, wie weit wir es als Gesellschaft geschafft haben, ein solches Hilfsangebot für jede Lebenslage auf die Beine zu stellen. Da könnte einem glatt warm ums Herz werden. Nun gut, mit der tatsächlichen Hilfe bei diesen ganzen Beratungen ist das so eine Sache. Zumindest, wenn man sich einen Tipp abseits rhetorisch mehr oder minder gut verpackter Verkaufsargumente wünscht. Ob im großen Stil beim sogenannten Consulting oder im persönlichen Kundengespräch, immer gibt es die „Beratung“ ausschließlich inklusive richtig toller Angebote.

Cleverer Kundinnen und Kunden können so etwas natürlich durchschauen. Online gibt es Berater:innen, die die „Geldmache“-Tricks von zum Beispiel Versicherungen durchleuchten und damit vermeintlich für Transparenz sorgen – sofern man denn einem anonymen klickgetriebenen Online-Portal mehr trauen möchte als denen, die jene Versicherungen verkaufen. Das überzeugt Sie nicht? Für Leute, die den erhöhten Anspruch ha-

ben, „einfach nur eine ehrliche Beratung“ zu wollen, gibt es natürlich auch eine Option: Eine fachkundige Person dafür zu bezahlen, dass sie sich nicht auf eigene Kosten bereichert – äh, nun gut, zumindest nicht auf noch mehr eigene Kosten.

Und wem das immer noch nicht reicht, dem bietet unser Zeitalter der Servicedienstleistungen schließlich noch den Anreiz, das alles selbst zu lernen. Sie wollen Ihr Geld anlegen? Machen Sie einfach selbst eine Ausbildung bei der Bank und absolvieren dazu am besten noch ein Studium in BWL. Dann macht Ihnen so schnell niemand etwas vor – Problem gelöst! Und da sage nochmal jemand, der Kapitalismus würde unserer Bildung schaden.



Wenn's mal nicht so läuft, hat unsere FR7-Expertin Valérie Eiseler den ultimativen Ratschlag: einfach einen Neustart machen.

5/7



PANTHERMEDIA

## Hilf dir selbst

Die FR7-Gemeinschaft löst Alltagsprobleme

Endlich Wochenende, endlich ausgiebig frühstücken - und dann ist die Butter steinhart! Sehr ärgerlich. Hilfe verspricht ein einfaches Küchensieb: Butterbrocken von unten (!) dranhaltend und einfach losraspeln. Voilà, im Sieb erscheinen feinste Butterkrumen, wie auf dem Silbertablett. Die lassen sich leicht auf Croissant und Brötchen verstreichen - und vor allem: sofort. Ganz ohne rohe Gewalt oder Experimente mit der Mikrowelle. Eine andere Möglichkeit: Füllen Sie eine Schale mit heißem Wasser und lassen Sie sie für eine Minute stehen. Danach stülpen Sie das geleerte Gefäß über das Stück Butter.

FR7-Leser Axel Dinslage aus Bad Vilbel hat noch einen Tipp für das Problem mit den Krümeln und der Tastatur von vorletzter Woche: „Wenn ich Krümel in der PC-Tastatur habe, nehme ich meinen Staubsauger und sauge die Krümel mit dem Bürstenaufsatz in kurzer Zeit raus, sofort kann ich weiterschreiben. Vielleicht geht es auch mit dem Fugenaufsatz. Das ist erfolgreich, wenn die Krümel trocken sind. Wenn nicht, müsste ich sie vielleicht erst mal trockenföhnen.“ Danke! Anne Lemhöfer

Nächste Woche: Wie lassen sich Kugelschreiber-Spuren entfernen? Schicken Sie Ihre Tipps! Auch jeder andere Life Hack ist willkommen. Die besten veröffentlichen wir (print und online): FR7@fr.de

6/7

## Grüne Welle Blumenkohlsalat

Von Claudio Del Principe



Claudio Del Principe betreibt auf [anonymekoeche.net](http://anonymekoeche.net) einen der meistgelesenen Foodblogs im deutschsprachigen Raum. Katharina Seiser lebt in Wien, schreibt und lehrt übers Essen.

„Italien vegetarisch“ von Claudio Del Principe und Katharina Seiser (Hg.), 272 Seiten, 36 Euro, [www.brandstaetterverlag.com](http://www.brandstaetterverlag.com)



CLAUDIO DEL PRINCIPE

Lauwarm serviert, entfaltet dieser Blumenkohlsalat die feinsten Aromen. Und das Süß-sauer-Salzige passt bestens zu einer einfachen, knusprigen Bruschetta all'olio.

### Zutaten

2 kleine Blumenkohlköpfe, feines Meersalz, 4 EL Olivenöl extra vergine, 2 EL Weißweinessig, 1 Knoblauchzehe, 3 EL schwarze Oliven (z. B. Taggiasche, Gaeta oder Leccino), 1 kleines Bund glatte Petersilie, 1 Peperoncino-Schote, schwarzer Pfeffer aus der Mühle, geröstete rustikale Weizenbrot-scheiben, Olivenöl extra vergine, grobes Meersalz.

### Zubereitung

Blumenkohl in einzelne Röschen zerteilen, abrausen und in siedendem Salzwasser zehn bis 15 Minuten bissfest garen. In einer Salatschüssel Olivenöl und Weißweinessig mit einer geschälten, angedrückten Knoblauchzehe aromatisieren. Knoblauch nach zehn Minuten entfernen. Oliven nach Belieben entstei-

nen und vierteln oder ganz dazugeben (z.B. die kleinen Taggiasche). Petersilie waschen, trockenschütteln und mit den Stängeln fein schneiden. Peperoncino hacken und mit der Petersilie unter die Marinade mischen. Salzen, pfeffern. Blumenkohl abgießen und noch heiß in die Salatschüssel geben, gut mischen und einen Moment auskühlen lassen. Am besten noch lauwarm servieren. In der Zwischenzeit Brotscheiben rösten oder tosten. Mit Olivenöl beträufeln, mit grobem Meersalz bestreuen und zum Blumenkohlsalat genießen. Varianten: Nach Belieben mit Kapern anreichern oder eingelegtes Gemüse wie Paprika, Karotten oder Zucchini untermischen. Tipps: Beim Blumenkohlkaufl kaufen kleinere Exemplare mit dicht geschlossenem Blattwerk um den Kohlkopf wählen. Mit Käse, zum Beispiel geräuchertem Scamorza oder pikantem Provolone, zu einer vollständigen Mahlzeit aufwerten.

7/7

## Hier kommen Tiere Männchen machen

Manche Tierchen sehen ja so niedlich aus, das ändert sich aber bei näherem Hinschauen. Erdmännchen zum Beispiel: Soooo süß, aber wenn es ums Fortpflanzen geht, werden sie eher schnell sauer. In einer Erdmännchen-Familie - der bis zu 50 Tiere angehören können - dürfen sich nämlich nur das Alpha-Weibchen und das Alpha-Männchen fortpflanzen. Für alle anderen,

schon gar für die Jüngeren, ist Paarung in der Gruppe streng tabu. Kein Wunder, dass sich die rangniederen Männer in der Erdmännchen-Nachbarschaft nach einer Gelegenheit zum Fremdgehen umschauen - und die eigene Gruppe verlassen. Die Weibchen werden ab einem bestimmten Alter sogar rabiat gedrängt, endlich woanders Anschluss zu suchen. Von wegen heile Familie. *osk*



Einer geht noch!

